

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 7. Dezember 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 49.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

In der verzweifeltsten Stimmung in die ich durch den Brief versetzt worden war, beantwortete ich ihn auch. Was ich geschrieben, weiß ich jetzt nicht mehr genau; aber der Brief den ich etwa fünf Wochen nach dem ersten von Henrietten erhielt, und der mir jetzt noch vorliegt, läßt es mir ziemlich errathen. Dieser zweite Brief Henriettens, athmet nur zärtliche Besorgniß um mein Wohl, Gesundheit und Leben. Sie beschwor mich, um ihretwegen mich zu erhalten, und ihr ohnehin so trauriges Loos nicht noch mehr zu erschweren. Er ist so herzlich und innig mahnend geschrieben, wie ihn ein liebendes Gemüth nur zu ordnen vermag. Ich muß also entsetzliche Absichten damals vorgehabt und geschrieben haben. — Ihren eigenen Zustand schildert Henriette als ängstlich traurig — ja schrecklich. Der erste Rausch, mit dem das Gefühl der kindlichen Pflichterfüllung ihre andern Gefühle betäubt hatte, war verflogen, und jetzt schon sah sie das dargebrachte Opfer, als eine Zerrüttung ihres ganzen zeitigen Glückes an. Ihr Gatte vermochte die Größe dieses Opfers nicht zu fassen. Es war nicht Liebe zu Henrietten, die ihn in den bejammernswerthen Zustand, in welchem ihn diese sah, versetzt hatte, sondern die vereitelte Hoffnung des Gewinnstes ihres Kapitals; der Hohn seiner Bekannten und Genossen; die Schaam der Zurücksetzung, die aus ihm eine so traurige Figur gemacht, und mit der er Henriettens reines Herz bestochen hatte. Jetzt, da er in dem Besitze ihrer Person war, vernachlässigte er sie nicht allein, sondern es schien, daß er sie auch nichts weniger als mit derjenigen Schonung behandelte, mit der ein Gatte den andern zu behandeln schuldig ist. Er hatte Henriettens Herz nie besessen, und sein Benehmen war nicht von der Art um sich diesen Besitz zu erringen. Kurz, die ganze Schilderung betraf eine höchst unglückliche Ehe. Ich ward abermals auf das dringendste von meiner unglücklichen Freundin gebeten, nach E. zu kommen; sie nannte mich nur ihren einzig wahren und lieben

Freund, der ihr diese dringende Bitte nicht versagen dürfe und werde.

Es war das Unglück eines noch immer mir lieb und theuern Wesens, das mich diesmal zu sich entbot; und ich hielt es daher für eine heilige Pflicht, der Einladung Folge leisten zu müssen. „Kannst du dort auch nichts helfen, so kannst und willst du dort auch nicht schaden,“ dachte ich. „Du siehst wenigstens Henrietten als Gattin, und überzeugst dich ob du dich um ihren Verlust noch fortwährend so zu grämen Ursache hast, als es bisher geschehen ist.“

Es war zur Zeit der Jubilate-Messe, als ich nach E. kam und dort in einem Gasthose, statt in dem Hause der Freundin, wie die Einladung ausdrücklich bedingte, abstieg. Mancherlei Rücksichten geboten mir dies. Bei meinem ersten Besuche fand ich Henriette allein. Der Empfang entsprach unsern gegenseitigen Gefühlen und Empfindungen; unbeobachtet, überließen wir uns ganz denselben. Seit wir uns nicht gesehen, hatte jeder von seiner frischen jugendlichen Blüthenfarbe etwas verloren. Es hatte sie ein kalter Nordwind berührt und gebleicht. — Henriette, die bei ruhiger Besonnenheit so viel Geist und Verstand zeigte, ließ sich leider nur zu leicht von augenblicklichen Empfindungen hinreißen. Diese traurige Schwäche, rührte von zu großer Reizbarkeit ihrer Nerven her, und entschuldigte einigermaßen die Schritte, die man für Wankelmuth oder Charakterlosigkeit bei andern ihres Geschlechtes zu halten geneigt ist. Ein solcher schwacher Augenblick war es, der sie um ihr ganzes zeitliche Glück brachte, wenigstens in das Joch einer unglücklichen Ehe geschmiedet hatte, die die Hölle auf Erden ist. — Meine jetzige Erscheinung, war nicht geeignet die Wunde, welche sie sich selbst durch eine Uebereilung geschlagen hatte, zu heilen. Im Gegentheil, fühlte sie erst lebhaft deren Schmerz. Ich erschöpfte mich umsonst mit Gründen, sich in das Unabwendbare zu schicken; vergebens, mit der Hoffnung der Gewohnheit welche die Zeit gewöhnlich herbeiführt; mit der Vorstellung der traurigen Folgen, die ein fortwährend eraltirter Zustand auf unsern Körper und Geist zuletzt ausüben müsse. „O das ich tod wäre,“ rief Henriette

aus, „mir wäre wohl! Was soll mir das Leben voll Dual und innerer Vorwürfe! Es ist so nicht zu ertragen! Ich habe den Mann nie geliebt, doch hoffte ich ihn achten zu müssen. Aber sein Benehmen ist nicht darnach, sich bei mir Achtung zu erwerben; ja er ist mir nicht einmal gleichgültig; es ist schrecklich zu sagen, aber wahr ist's — ich hasse ihn! und wenn nicht bald Menschen mich von ihm scheiden, so muß es der Tod thun!“

„Warum wollen Sie alle Hoffnung zum Leben hingeben, da Sie ja noch eine für dasselbe haben,“ sagte ich.

„Welche?“ fragte Henriette.

„Haben Sie sie nicht selbst ausgesprochen, indem Sie sagten: wenn nicht Menschen mich von ihm scheiden?“ gab ich zur Antwort.

Es schien das Gesagte sie zu trösten; sie wurde nach und nach ruhiger, und nahm eine gefaßtere Haltung an. Ich war froh einen Anhaltspunkt gefunden zu haben, der meine Freundin in einen gemüthlichern Zustand versetzte und tröstete; denn ich muß gestehen, mir war bei dem ganzen Vorfalle sehr ängstlich zu Muthe; ich scheute irgend einen nichterwünschten Zeugen unerwartet eintreten zu sehen, deshalb ich das Gespräch wo möglich auf andere, gleichgültigere Gegenstände zu lenken suchte. — Henriette war sehr anständig eingerichtet, alles verrieth Ordnung; und für Reinlichkeit war nicht minder mit Sorgfalt gesorgt, was um so nothwendiger erschien als das in dem Zimmer außer meiner Diane, — der steten Gesellschafterin und Hauptliebbling der jungen Frau, — auch noch andere Bewohner enthielt. Ein Duzend besiederter Sängler von allen Gattungen, theilten in zierlichen Käfigen, noch dasselbe. — Viele von diesen Thierchen waren äußerst zahm, und mit ihrer Herrin wohlvertraut; sie kamen auf ihren Ruf, und entwickelten auf ihr Geheiß manche kleine Künste.

„Das sind meine einzigen Vertrauten,“ sagte Henriette, „seit ich Sie lieben Freund, nicht mehr bei mir habe. Diese Thierchen sind's die mir manche trübe Stunde erheitern. Wenn Dianchen nur sprechen könnte, sie würde Ihnen sagen, wie oft ich Ihren Namen ihr vorsage, und von Ihnen mit ihr rede.“ — Die jetzt fettgewordene Hündin, — mit einem silbernen Halsband, der mit Scharlach gefuttert war, geschmückt, — schien das Gesagte durch ihr Wedeln und Anschmiegen an ihre Herrin zu bestätigen. Dann kam sie auch zu mir, um mich nach ihrer alten Gewohnheit zu schmeicheln und zu lieblosen. Auf dem Halsbände bemerkte ich neben Henriettes Namenszuge auch den meinen, so wie den Tag unserer ersten Bekanntschaft eingegraben.

Ich hatte Henrietten zum Mittag zusagen müssen. Die Zeit nahte, und ihr Mann kam jetzt von seinen Comptoir-Geschäften. Als Bekannter und Freund wurde ich ihm von seiner Frau vorgestellt, und er schien mich par enommère bereits zu kennen. Sein Benehmen gegen mich war dem Wesen eines gebildeten und anständigen Mannes angemessen. Ueberhaupt mußte ich mir gestehen, daß Herr P. manche Vorzüge

hatte, die das schöne Geschlecht nichts weniger als so ganz gleichgültig bei uns zu übersehen pflegt. Er war ein Mann von etwa 30 Jahren, von mittler Größe, und gut gebaut. Der Anzug war sehr sorgfältig. Das Gesicht war schön zu nennen und voll Ausdruck. Die Züge hatten etwas ernstes, doch nichts unfreundliches oder zurückstoßendes, und ich konnte mir die Abneigung, welche Henriette gegen ihren Gemahl fühlte, durchaus nicht wohl anders erklären, als in den verschiedenen Neigungen ihrer Charaktere. Ich bin noch heute der Meinung: daß Herr P. ganz der Mann war, ein weibliches Wesen zu beglücken; nur mußte es nicht Henriette mit ihren, nicht eben jedem Manne gefallenden Eigenheiten seyn. — Herr P. war ganz Kaufmann; beständig mit seinen Angelegenheiten, die ihm sehr am Herzen zu liegen schienen, beschäftigt, und konnte daher die wenigste Zeit seiner Gattin weihen; die nun verlassen zu Hause saß, oder auf sich beschränkt, vor wie nach ihre Promenaden allein, und nur von dem getigerten Hühnerhunde begleitet, meist in einem auffallenden Amazonenkleide, machte. Es fehlte daher nicht, daß die Meinungen der Menge, über dieses unglückliche Paar getheilt waren. Der eine Theil legte Diesem, der andere Jenem die Schuld bei, ohne weitere Rücksichten zu nehmen, oder die Personen des Gesprächs genauer zu kennen.

Ich gab nicht die Hoffnung auf, daß sich dieses Paar durch Gewohnheit zuletzt für einander gewinnen werde; vertraute ferner der Erfahrung, daß das Muttergefühl oft die Abneigung gegen den Gatten besiege, und hoffte auch hier, daß die Zeit wohlthätig als Vermittlerin einschreiten werde. Eben so glaubte ich, und zwar nicht ohne Grund, daß das Andenken an meine Bekanntschaft, bei Henrietten die Abneigung gegen ihren Gatten nähere. Wenngleich selbst schuldlos, sah ich mich also dennoch, als ein störender Dämon hier an. Henriette war jetzt für mich verloren, und thörichten Aussichten mich hinzugeben oder solche eitel zu nähren, war nicht meine Sache. Ich schätzte und achtete, — ja ich liebte Henrietten zu sehr, als daß mir ihr jetziges Unglück nicht zum Herzen gegangen wäre; ihrem Glücke ein Opfer zu bringen, war ich daher fest entschlossen.

Durch meinen Besuch hatte ich Erinnerungen zurückgerufen, die allerdings jetzt besser im Lethe versenkt wären. Um Diese möglichst bald der Vergessenheit zuzuwenden, war es nothwendig: daß ich mich vor allem, entfernte. Ich beschloß daher L. — schon den andern Tag zu verlassen, und an Henrietten weder zu schreiben noch ihre Briefe künftig zu beantworten. Möge sie mich des Leichtsinns, der Unbeständigkeit, des Wankelmuths beschuldigen, genug, möge sie über mich zürnen, und immerhin mich verkennen, wenn sie nur dadurch glücklicher wird, als sie es jetzt war. So weit ich ihren Mann kennen gelernt hatte, konnte ich ihm meine Achtung nicht versagen. Das Glück der Menschen zu gründen — aber nie zu stören, — war mein steter Vorsatz im Leben; ich wollte ihn auch hier bewähren. Gelang es mir auf die Art, das häus-

liche Glück bei diesem Ehepaare auch nur in Etwa hervorzurufen, so hatte ich Lohn genug im eigenen Bewußtseyn. War aber mein Abtreten von diesem Schauplatz von keinem Einflusse, so hatte ich wenigstens das Meinige gethan, und konnte hier gleich Pylatus sagen: „ich wasche meine Hände in Unschuld.“ Es konnte mich daher nichts abhalten, &c. — schon am andern Morgen zu verlassen, mit dem festen Vorsatze, es wenigstens in mehreren Jahren nicht wieder zu sehen. —

Achtzehn Monate waren nach dem letzten Lebwohl von Henrietten und ihrem Gatten verfloßen.

In dieser Zeit war — durch die vielen politischen Ereignisse, an welchen das Jahr 1812 und 1813 so reich war, und an denen auch ich nicht ohne Antheil blieb, — das Bild Henriettens, nur noch als ein lieblicher Schatten in meiner Seele zurückgeblieben, den ich nicht ohne Behmuth ansehen konnte, daher auch möglichst seinen Anblick vermied. Da kamen die furchtbaren Kampftage über Leipzigs reichen Thure, die das Schicksal der Fürsten, der Völker, so wie einzelner Menschen entschieden. Seit der Schlacht von Dennewitz, in welcher mich ein feindliches Geschos sehr gefährlich verletzte, war ich an den darauf folgenden kriegerischen Vorfällen theilnahmlos geblieben. Doch jetzt eilte ich, obgleich noch nicht vollends genesen, um mich unter meine Fahne zu stellen, und Theil an den zu erwartenden und gewiß entscheidenden Ereignissen zu nehmen. Vergebens war meine Eile. Am 18. Okt. erst erreichte ich Halle, wo ich vernahm, mit welcher Hitze den ganzen Tag um Leipzig gestritten worden sey. Nach kurzer Rast reiste ich noch in der Nacht von Halle ab, um mich an meine Kampfgenossen anzuschließen. Gegen 3 Uhr Morgens stieß ich auf die Bivacs der Befreundeten, und irrte zwei Stunden, vergebens nach dem Stande meines Regiments ersragend. Die Schlacht hatte bis in die Nacht gedauert; niemand wußte mir daher zu sagen, wo ein Corps, geschweige ein einzel. Regiment seiner Position genommen hatte. Ich war bis an das Bivouac eines Bataillons gedrungen, das eine Vorpostenstellung hatte. Weiter in der Dunkelheit noch vorzugehen, hielt ich nicht für rathsam, und folgte dem Rathe eines hier gefundenen alten Freundes; ich blieb bei ihm um den Tag abzuwarten, und der nöthigen Ruhe mich in Etwa zu überlassen. Im Mantel gewickelt schlief ich, bis das mit dem Tage wieder beginnende Feuer, mich weckte. Mein Auge konnte in dem weiten Halbkreis den das Heer der Allirten bildete, nichts von englischen Uniformen, welche das Regiment dem ich angehörte trug, entdecken. „Bleibe bei uns,“ sagte mir mein Freund; Du kannst hier auch Deine Pflicht thun; und bei dem großen Haufen zu bleiben, ist jetzt am gerathenssten. — Ich fand das selbst und blieb. — Das Schießen ward lebhafter; einzelne Angriffs-Colonnen wurden gebildet, und gegen Leipzig entsendet. Auch das Bataillon, dem ich mich angeschlossen, wurde gegen das Hallische Thor zum Sturm beordert. Die braven Preu-

fen überwandten auch hier alle Schwierigkeiten. Das Thor ward genommen, und in die Gerbergasse wogte die Masse. Der Feind hatte sich hier in die Häuser geworfen, und vertheidigte sich daselbst mit Löwenmuth. Mancher Brave fiel. Endlich gewann das Bataillon, jetzt meist en Debandade kämpfend, den reien Platz und die Promenade. Und, o meine Freude! links und von der andern Seite her, sah ich die Meinen in hastiger Eile, den Feind verfolgend. Mein Zustand war bei dem Bataillone dem ich gefolgt, und mit ihm in Leipzigs Thor hineingeschleudert worden war, als einem Officiere, nicht der angenehmste. Als Fremder, hatte ich kein Commando, was mir quälend war. Mit einem aufgerafften Gewehre und die Taschen voll Patronen, that ich nichts mehr, als ein jeder Musketier. Ich eilte daher nun in die Reihen der mir bekannten Waffenbrüder zu kommen, und um das Commando, der mir selbstgebildeten Thirailleure zu übernehmen. Mit Jubel ward ich von diesen begrüßt, und freudig als ihr Führer angenommen, sobald ich mich bei meinem würdigen Chef gemeldet hatte.

Bei der hartnäckigen Vertheidigung der Häuser, fiel mir jetzt das zweifelhafte Schicksal Henriettens aufs Herz, und ich beschloß mit meinen Leuten, die Verfolgung des Feindes durch jene Straßen zu übernehmen, die auf dem Wege zu ihrer Wohnung lagen. Noch immer hitzig war der Kampf in den ersten Zeilen der Stadt, doch allmählig trat in den folgenden nur matte Vertheidigung des Feindes ein, der jetzt wild durch einander nur zur Flucht sich wandte. Jubelnd begrüßten Leipzigs biedere Bewohner die deutschen Sieger. Zu den Fenstern wehten weiße Tücher, und hie und da öffnete sich die fest verriegelte Thüre eines Gemüthes oder Hauses, und gassfrei reichte manche Hand dem Kämpfenden einen Labetrunk als Willkommen, im schäumenden Pokale. „Vorwärts Kinder!“ erschallte der Ruf der Führer. „Noch sind Leipzigs Mauern nicht gänzlich von Franken gesäubert!“ Und jetzt um die Ecke biegend gewahrte ich den Erker des Hauses, in dem einst Henriette ihr Leid mir geklagt. Mit schmerzlicher Sehnsucht regte das Herz sich, und hastig ergriff ich den Hammer des Hauses. „Aufgemacht!“ rief ich, „wir deutschen Freunde und Preußen sind es!“ — „Willkommen!“ rief eine Stimme von Innen. „Wohnt Herr P. — noch hier?“ fragte ich schnell. „Nein“ war die Antwort. „Wo wohnt er denn?“ — „Wo er wohnt, weiß ich nicht, sie aber wird im Hause der — seyn.“ — „Ich weiß genug!“ rief ich der Stimme zu, und eilte fort. „Fasset die Straße links!“ schrie ich den voraus geeilten Leuten nach. Im Wege des Sieges lag die bezeichnete Wohnung. Am Ausgang einer der Straßen, die einem freien Plage zuführte, stügte die Spitze der Meinen. „Vorwärts!“ rief ich, „was gibt es?“ „Feinde in Masse!“ war die Antwort. „Schützt euch und feuert! je dichter der Haufe je reicher die Erndte.“ Nicht zweimal läßt sich der Pommer so etwas gern sagen. Die Salve erfolgte; doch ward sie nicht weiter erwiedert. Ich traute den Augen nun kaum. Wie eine Mauer fest stand die

geordnete Linie des Feindes. „Macht sie mürbe Kameraden; dann schickt euch zum fluschen^{*)} an!“ sprach ich zu den furchtlosen Pommern. Da winket mit dem Schnupfuche der Führer des feindlichen Haufens, der unter Trommelschlag, uns die militairische Ehre erzeugt. „Halt Leute! schießet nicht mehr!“ kommandir ich den Meinen; und mit Vertrauen nah ich mich dem feindlichen Führer. „Wir bilden die Wacht bei unfrem Monarchen, und haben gemessene Order nicht weiter zu feuern“ sagte er zu mir. „Wir ehren Ihren König und Herrn, Herr Kamerad, und Sie jetzt als braven Befreundeten. Hier meine Hand zur Sühne und Frieden;“ sprach ich. „Und so Gott will! von nun an zum gemeinschaftlichen Zwecke“ erwiderte der Sachse und drückte treuherzig die Hand mir.

(Schluß folgt.)

Das Erdbeben von Riobamba.

Aus „Forget me not“.

Zwischen den höchsten Gebirgen Peru's, aber dennoch von ihnen gegen die rauhen Stürme geschützt, lag das schöne Thal von Riobamba; jeden Anbaues fähig, entsprossen ihm die Früchte der wärmeren und der gemäßigten Zonen. Fast von allen Seiten verwahrten die Gipfel der Andes den Zugang, und weit überragt alle der eisige Gipfel des Chimborasso, seit vier Jahrtausenden von den Erdbeben unerschüttert, die so oft die neue Welt verheerten. Aus einem der dunkeln Gebölze, welche seinen Fuß umgeben, erhebt sich in dieser Gegend des Thals der Vulkan Katapaxi mit seinem blendenden Haupt. Der schönste an Gestalt, aber der wüthendste in seinen früher regelmäßigen Ausbrüchen, erreicht sein Gipfel eine Höhe von fast 19,000 Fuß, und die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen brechen sich an seinen weißen Seiten in allen Farben des Regenbogens. Seit vielen Jahren schon hatten seine Donner geschwiegen, die Feuer in seinem tückischen Schooße schienen erloschen und eine üppige Pflanzenwelt lockte sorglose Anbauer in die gefährliche Nähe.

Hier stand des Marquis von Riobamba Schloß; zwar war es, der hiesigen Sitte getreu, wegen der häufigen Erdbeben nur von einem Stockwerke, aber die geräumigen Hallen waren in schwerer Pracht durchaus nur mit silbernem Geräth versehen, wo das ärmere Abendland gern Stahl und Eisen anwendet. Der Kunstgeschmack gedeiht nur im freien Lande, und wenn auch das Innere des Schlosses verwöhnten Augen nicht genügte, so bot die Terrasse davon eine Fernsicht dar, deren Bild keine Sprache zu schildern vermag. Im Freien wuchsen die prächtvollsten tropische Gewächse,

*) Seit der Schlacht von Dennewitz fast ein terminologischer Ausdruck, für: mit den Kolben auf den Feind losgehen. Fluschen ist ein pommerscher Provincialismus, und bedeutet so viel als: etwas fördern; was einem schnell von der Hand geht.

das schönste Gefeder bewohnte die riesigen Bäume, und Alles vereinte sich, hier das Paradies von Peru zu bilden.

Ein glänzendes Fest vereinte eben im Schlosse die zahlreichen Gäste; alle Länder hatten ihre Gaben spenden müssen, und aus den goldenen Bechern perlte der Frohsinn, ohne die angeborne Mäßigkeit der Spanier besiegen zu können. Die Musik lockte die tanzlustige Jugend in den Ballsaal, wo prächtige Crystall-Kronen das Licht der Kerzen verbreiteten. Hier konnte man die Anmuth der schönen Kreolinnen erst recht bewundern, und was im Norden nur künstliche Grazie beim Tanze ist, erscheint hier als angeboren.

Plötzlich macht ein unterirdisches Rollen Aller Pulse erstarren; erst einem fernen Donner gleich, schrien bald eines ganzen Heeres Geschütz unter dem Boden zu krachen. Das Brüllen der Hausthiere, das ängstliche Flattern der aufgeschreckten Vögel und der Schauer der ganzen zuckenden Natur verkündete das fürchtbarste Erdbeben. Der Himmel bisher im reinsten Blau, verdüsterte sich plötzlich und die volle Mondscheibe erschien verfinstert.

Auf einen gräßlichen Schlag stürzten mehrere Wände des Schlosses ein, und gewaltige Felsblöcke vom Gipfel des Katapaxi, während ein wüthender Sturm den nahen Wald durchbraust. Die angstvollen Blicke der Gesellschaft starren nun nach den Vulkan, aus dessen grauenhafter Kluft sich eine dicke Rauchsäule, von Feuerstreifen zerrissen, durch die beengende Oeffnung zum Himmel wirbelt. Der ganzen Gegend Grund erdröhnt und der überwältigte Felsenwall kann des Kraters Lawa nicht mehr fassen, in Strömen stürzt sie an allen Seiten herab. Plötzlich erhellte ein blendend heller Feuerball die ganze Umgegend; dem Krater bis auf unermessliche Höhe entstiegen, verkündet sein Glanz das Unglück auch den entferntern Provinzen, und die eisigen Kolosse des Chimborasso und Antisana strahlen gleich glühenden Pyramiden.

Die Gluth, welche die Felsen verglast, schmilzt nun auch in Wuth die unermesslichen Schneelagen, die den Abhang des Katapaxi seit einem Menschenalter bedecken, und entblößen die glühende Esse des feierspeienden Kegels.

Alle Gäste, alle Diener des unglücklichen Marquis haben sich unterdessen auf die Terrasse geflüchtet, wo aber ein dichter Aschenregen sie zu verschütten, der Schwefeldampf sie zu ersticken droht. — Doch vermehren noch soll sich der Schrecken. Zum Feuer sendet der Schnee des Katapaxi nun seine Fluthen; in hohen Wasserfällen reißen die Felsen und Bäume wie leichten Kork in die Tiefe, von Klippe zu Klippe stürzt der Strom auf das Landhaus des Marquis. In wenigen Minuten ist die Terrasse mit den Flüchtlingen verschwunden, nur einzelne Trümmer schwimmen auf den zerstörenden Fluthen; das schöne Thal von Riobamba ist ein ungeheurer See.